

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Wilhelm von Sternburg

LUDWIG LANDMANN

Ein Porträt

S. FISCHER

Dieses Buch wurde durch die Ernst Max von Grunelius-Stiftung und die Gesellschaft der Freunde und Förderer des Jüdischen Museums Frankfurt e.V. ermöglicht.



Originalausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Lektorat: bookTRade UG, Tanja Ruzicska

Die beiden Abbildungen auf den Seiten 24 und 123 stammen
aus dem Historischen Archiv der Messe Frankfurt

Die Abbildung auf Seite 28 stammt von Michael Schick
Gesetzt aus der Venus (1907) und der Weiss Antiqua (1927),
der Bauer'schen Gießerei Frankfurt

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397484-3

*Für meine Frankfurter Enkeltochter
Carla und Marlene*



Ludwig Landmann in den 1920er Jahren

Ein Leben für Frankfurt

Das Ende ist schwer. Nach Jahren der Isolation stirbt Ludwig Landmann im Elend. Das Herz will nicht mehr, und der Körper leidet seit Monaten unter dem Hunger, der ihn und viele seiner niederländischen Nachbarn in den letzten Besatzungsmonaten heimsucht. Auf dem Schreibtisch liegen Notizen über ein Buch, das ihn in den Jahren der erzwungenen Untätigkeit immer wieder beschäftigt hat: Oswald Spenglers berühmt gewordene, kurz nach dem Ersten Weltkrieg erschienene Studie über den »Untergang des Abendlandes«. Den moralischen, politischen und militärischen Untergang Deutschlands in seinem letzten Lebensjahrzehnt hat Ludwig Landmann von seinen verschiedenen Zufluchtsorten und Verstecken aus mit ungläubigem Schrecken miterlebt. Aber dieser Untergang ist keineswegs der »notwendige und natürliche Abschluss« einer kulturellen Blütezeit, wie der antisemitische Kulturphilosoph Spengler es seinen Lesern suggerierte, sondern die Folge der Verbrechen einer Regierung, die bis zur Kapitulation von ihrem Volk unterstützt wird.

Ludwig Landmann wird die Befreiung seines Heimatlandes von dem nationalsozialistischen Terrorregime, das auf existentielle und unvorstellbare Weise in sein Leben eingegriffen hat, nicht mehr erleben. Er stirbt am 5. März 1945

in der kleinen, vor den Toren Den Haags liegenden Stadt Voorburg, in der er während seiner Exilzeit gelebt hat.

Knapp sechs Jahre vorher ist Landmann in die Heimat seiner Frau geflohen. Als Jude und bekennender Republikaner gedemütigt und verfolgt, muss er auch im Exil um sein Leben bangen. Seine Verfolger rauben ihm sein Vermögen und verweigern ihm die Auszahlung seiner Ruhebezüge. Er ist in seinen letzten Lebensjahren weitgehend auf die Unterstützung der Familie seiner Frau angewiesen, sein Leben ist ständig bedroht.

Im Mai 1933 schreibt Landmann, der damals gerade vor seinen Frankfurter Verfolgern nach Berlin geflüchtet ist, in einem Dankesbrief für einen Geburtstagsgruß: »Es tut wohl in dieser Zeit, in der so vieles ins Wanken geraten ist, Beweise dafür zu erhalten, dass es immer noch Menschen gibt, für die Treue und Dankbarkeit kein leerer Wahn ist. Denn schließlich in all den Irrungen und Wirrungen dieser Zeit, in all dem Widrigen und Entsetzlichen, was man durchleben muss, ist doch irgendein fester Halt, der einem den Glauben an eine bessere Zeit nicht nimmt, unentbehrlich. Ich finde ihn in dem Gedenken und der Anerkennung der Treuen, die ich in Frankfurt zurückgelassen habe. Ihre Zahl ist nicht groß.« Landmann wird diese bessere Zeit nicht mehr erleben, und in den Jahren, die diesem Brief folgen, wird ihm immer deutlicher werden, dass für die meisten seiner ehemaligen Mitstreiter und politischen Weggefährten, die in Deutschland geblieben sind, Treue und Anstand ihre Gültigkeit verloren haben. Nicht selten sind unter denen, die ihn jetzt verleumdern oder seine Existenz als Privatmann und Politiker aus ihrem Gedächtnis verbannen, Menschen, die ihm beruflich viel zu verdanken haben. Wie tief ihn das getroffen hat, zeigt der bewegende Hinweis seiner Witwe, ihr Mann habe im

Exil eine Liste derjenigen Wegbegleiter angelegt, die ihm treu geblieben seien. Sie enthielt nur wenige Namen.

Lange ist es bei der von ihm beklagten »Treulosigkeit« geblieben. Auch viele Jahre nach dem Krieg war Ludwig Landmann in Frankfurt nahezu vergessen. Beschäftigt mit sich selbst, vom Kampf gegen Hunger und Wohnungsnot in einen harten Überlebensalltag gezwungen, übersah das »offizielle« Frankfurt, das die gerade vergangene Vergangenheit zunehmend verdrängte, mit auffälliger Gleichgültigkeit, was die Stadt ihrem einstigen Oberhaupt zu verdanken hatte. Landmanns kommunalpolitische Visionen aber, seine von einem weiten Horizont getragenen Pläne, die bald viele Kommunalpolitiker, Manager und Künstler in ganz Deutschland von dem »Neuen Frankfurt« schwärmen ließen, blieben auch für den wirtschaftlichen und kulturellen Neuaufbau in den Jahrzehnten nach 1945 von entscheidender Bedeutung. Es war Ludwig Landmann, der die Fundamente für den Wiederaufstieg der in den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs in eine Trümmerlandschaft verwandelten Stadt am Main gelegt hatte. Bereits seit Mitte des Ersten Weltkriegs als Wirtschaftsdezernent und dann ab 1924 als Oberbürgermeister hatte er die Stadt mit der Neuentwicklung der Messe geprägt, mit der Weiterentwicklung des Flughafens, der intensiven Förderpolitik für Industrieansiedlungen, einer weitsichtigen Siedlungs- und Eingemeindungsstrategie, einer zukunftsorientierten Verkehrspolitik und mit einem nie versiegenden kulturpolitischen Engagement. Der Historiker Oliver M. Piecha meint zu Recht, dass die »Auswirkungen damaliger kommunalpolitischer Entscheidungen und strategischer Weichenstellungen bis heute die Entwicklungen der ganzen Rhein-Main-Region prägen«. Kurt Battsek, der einst

von Landmann als Interessensvertreter Frankfurts nach Berlin geschickt worden war, schreibt nach dem Krieg: »Ich glaube, es ist nicht arrogant, wenn ich sage, dass die Landmann-Ära in Frankfurt in jeder Beziehung eine große Zeit war.« Neben dem Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer war sein Frankfurter Amtskollege in den Jahren der Weimarer Republik der bekannteste »Chef« einer deutschen Großstadt.

Wenn sich die Frankfurter nach dem Zweiten Weltkrieg in ihren historischen Rückblicken an ihre Stadtoberhäupter erinnerten, dann war da – nicht zu Unrecht – viel Rühmliches von den kommunalpolitischen Taten der wilhelminischen Oberbürgermeister Franz Adickes und Johannes Miquel zu lesen. Der Name Ludwig Landmann fiel und fällt nur selten. Lange Zeit scheinen der Mann und sein Werk ein unbehagliches Thema für die Frankfurter gewesen zu sein. Als beispielsweise der Kunsthistoriker und einstige Gründer des »Bundes der Altstadtfreunde«, Fried Lübbecke, im November 1946 bei dem Herausgeber der in Freiburg erscheinenden Halbmonatsschrift Die Gegenwart anfragt, ob er an einem Artikel über Landmann interessiert sei, antwortet Benno Reifenberg ausweichend: »Ein sehr schwieriger Fall. Denn hier steht die ganze Kommunalpolitik Frankfurts in der Weimarer Republik zur Diskussion, und diese ist wirklich diskutabel, das heißt, es gibt viele pro und contra zu beachten.« Reifenberg hätte es besser wissen müssen. Von 1924 bis 1930 Feuilletonchef der Frankfurter Zeitung, hatte er die Arbeit Landmanns und die großen kommunalpolitischen Erfolge Frankfurts in diesen Jahren aus unmittelbarer Nähe beobachten können.

Warum vielerorts dieses Zögern und Verdrängen? Weil Landmann Jude war? Weil er als Demokrat in den Jahren der

Weimarer Republik für ein Deutschland stand, das die meisten seiner Landsleute verleumdete und verriet? Weil die Zerstörung seiner materiellen Existenz und sein entwürdigendes Ende bei den Überlebenden den Reflex auslösten, die Augen vor ihren Versäumnissen oder gar vor ihren Taten zu verschließen? Weil beim Aufstieg des westdeutschen Nachkriegskapitalismus die sozialen und gemeinwirtschaftlichen Ideen dieses weitsichtigen und liberalen Kommunalpolitikers rasch aus der Mode gerieten?

Sich ihm zu nähern ist nicht einfach. Ludwig Landmann war ein zutiefst introvertierter Charakter. Freundschaften hat es in seinem Leben nur sehr wenige gegeben. Auch als Oberbürgermeister hielt er auf Distanz zu seinen Mitarbeitern, ließ sich kaum auf über das Amtliche hinausgehende Gespräche ein. Der ehemalige juristische Referent der Stadt, Bernhard Heun, ein Bewunderer Landmanns, mit dem er auch noch in den Jahren nach 1933 Kontakt hielt, schreibt nach dem Zweiten Weltkrieg: »In meiner dreijährigen Dienstzeit bei Landmann richtete dieser kein persönliches Wort an mich und reichte mir auch nicht die Hand zur Begrüßung.« Auch sein langjähriger Bürovorsteher Adolf Wojtczack weist auf die nüchterne Haltung seines Chefs hin: »Von sich aus kümmerte sich Landmann nicht um persönliche Angelegenheiten seiner Untergebenen. Doch regelmäßig zu Weihnachten erhielten seine engeren Mitarbeiter Geschenke. Landmann fragte nie danach, ob seine Helfer nach Anstellungsvertrag diese oder jene Arbeit überhaupt leisten durften. Hauptsache, er war überzeugt, dass die Arbeit in seinem Sinne getan wurde.«

Ähnlich die Erinnerungen anderer Mitarbeiter oder Magistratskollegen. Er sei menschenfeindlich, verschlossen und wortkarg gewesen, heißt es da oft. Er habe eine freundliche, aber doch sehr sachliche Atmosphäre verbreitet. »Sein äußerer

Gleichmut entsprach einer Veranlagung zur Abkapselung. Er konnte stundenlang allein sein, ohne an seine dienstfertige Umgebung einen Wunsch zu äußern, und er konnte im Gespräch minutenlang schweigen, um allein nachzudenken«, so Bernhard Heun. Damals kursierte auch die Anekdote, ein junger Mann habe die Stelle des persönlichen Referenten beim Oberbürgermeister Landmann mit der Bemerkung abgelehnt, er gehe nicht zu dem »Betonheinrich«.

In den Erinnerungen von Hans Trumpler, dem langjährigen Syndikus der Frankfurter Industrie- und Handelskammer, findet sich jedoch die treffende Bemerkung: »Wenn auch Dr. Landmann nach außen sehr kühl und ablehnend erschien, war er bestimmt nicht unhöflich oder gar taktlos.« Trumpler, der wegen seiner jüdischen Ehefrau Deutschland Anfang 1939 verließ, war in Landmanns Oberbürgermeisterjahren einer seiner wichtigsten Ratgeber. Beide Männer verband ein Wirtschaftsdenken, das weit über die regionalen Begrenzungen einer Stadtpolitik hinausging. Gemeinsam setzten sie sich in Schriften und Entscheidungen für die rhein-mainischen Wirtschaftsinteressen ein. Im holländischen Exil wird Landmann Trumpler zu den wenigen Menschen zählen, denen er Treue und Mut bescheinigt.

In seinen Amtsjahren galt Landmann vielen als gewiefter Taktiker, der sich in den Diskussionen meist zurückhielt und nur in entscheidenden Augenblicken eingriff, um die Debatte in die von ihm gewünschte Richtung zu lenken. Er sprach leise und hatte vor öffentlichen Auftritten stets starkes Lampenfieber. Trotzdem redete er gerne frei und verließ sich dabei auf die knappen Notizen, die er auf kleinen Zetteln vermerkt hatte. Die von seinen Mitarbeitern vorbereiteten größeren Ansprachen änderte er häufig ab. Die Frage, ob er ein »glänzender Redner« gewesen sei, findet

in den Erinnerungen seiner Zeitgenossen unterschiedliche Antworten. Liest man seine Reden, dann ist jedoch leicht zu erkennen, dass Landmanns Ansprachen zwar nicht frei von Pathos gewesen sind, er aber ein mutiger Mann war, der seinen Zuhörern auch unangenehme Wahrheiten zu sagen wusste. Das gilt nicht nur für die ungeheuren finanziellen und sozialen Herausforderungen, vor denen Frankfurt in den Weimarer Jahren stand, sondern auch für die häufig brandgefährliche allgemeine politische Lage in Deutschland. So tritt er ohne Einschränkung für die neue deutsche Republik ein. Vehement verteidigt er den von der bürgerlichen Rechten und den radikalen Nationalisten diffamierten sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert und setzt sich mit großem Engagement für ein Ebert-Denkmal an der Paulskirche ein. Als dessen Nachfolger Paul von Hindenburg 1932 Frankfurt besucht, erinnert Landmann den konservativen ehemaligen Generalfeldmarschall öffentlich an seinen Amtseid und die Pflicht, für die Republik einzutreten.

Landmanns Zurückhaltung und seine auffällige Distanz zu den Menschen seiner Umgebung sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er als Dezernent oder als Oberbürgermeister überaus selbstbewusst auftrat. Er konnte seinem Vorgesetzten gelegentlich mit Nachdruck erklären, dass bei einer bevorstehenden Telefonkonferenz nicht er, sondern sein hochrangiger Gesprächspartner anzurufen habe. Im Amt wollte er von seinen Mitstreitern nur mit den wirklich wichtigen Unterlagen und Entscheidungen konfrontiert werden. Seine kommunalpolitischen Pläne stießen nicht nur bei der preußischen Staatsregierung oder bei der von 1923 bis 1930 von Hjalmar Schacht geleiteten Reichsbank, sondern auch in den konservativen Kreisen der Frankfurter Stadt- und Wirtschaftsgesellschaft auf Widerstand. Landmann hat ihn

lange mit großem Verhandlungsgeschick und einem kühnen, risikobereiten Blick auf die Zukunft Frankfurts überwinden können. Möglich war ihm dies nicht zuletzt auch dadurch, dass »in all den Jahren bei ihm nie ein Zeichen innerer Unruhe sichtbar« wurde, wie sich Adolf Wojtczack erinnert. Am Ende verlor er sein Amt nicht durch eine demokratisch legitimierte Abwahl, sondern durch nackte Gewalt.

Seiner Umgebung fiel zudem auf, wie sehr er in seiner Arbeit aufgehen und sich ganz auf die Sache konzentrieren konnte: »Wenn er sich mit den Magistratsvorlagen in der Regel durchsetzte«, hält Bernhard Heun fest, »so beruhte das auf gründlicher Vorbereitung, genauer Sachkenntnis, richtiger Zeitwahl und zutreffender Einschätzung von Debatte und Abstimmung. Hinzu kam geschickte und richtige Verhandlungsführung und unterschiedslose Kollegialität gegenüber den ungleichen Magistratsmitgliedern.« Als kritischer Beobachter »menschlicher Fähigkeiten und Schwächen unterschied er sorgfältig nach Leistung und Charakter, auch wenn selten ein Urteil über seine Lippen kam«.

Manche Weggefährten und Chronisten vertraten die Auffassung, er sei kein »Politiker« gewesen, er habe die Möglichkeit zu wenig genutzt, sich als erster Mann der Stadt in den Vordergrund zu spielen. Das habe seinem Ansehen geschadet und ihm seine politische Arbeit erschwert. »Gegenüber dem Ansinnen, die mächtige, goldstrotzende Amtskette anzulegen«, schreibt beispielsweise Heun, »soll er eingewandt haben, er sei doch kein Schützenkönig.« Wer jahrzehntelang kommunalpolitische Führungsämter innehatte, dürfte aber wohl kaum ohne erhebliches politisches Gespür seine Position verteidigt und seine Pläne durchgesetzt haben. Als Mitglied der in seinen Amtsjahren auch in Frankfurt nach 1924 kleinen liberalen Deutschen Demokratischen Partei

(DDP) musste Landmann zudem in der Stadtverordnetenversammlung seine Personalentscheidungen und seine kommunalpolitischen Pläne stets gegen ideologisch und parteipolitisch anders ausgerichtete Mehrheiten durchsetzen.

Richtig ist, dass Landmann kein Strippenzieher und Hinterzimmerkugler war, er nicht die berüchtigten politischen Seilschaften knüpfte, die politische Karrieren in der Regel stark befördern. Er neigte dazu, über seine Entscheidungen einsam und lange abwartend nachzudenken. Auf Kompromisse einzugehen fiel ihm fast immer schwer. Aber ohne die Zustimmung der Sozialdemokraten oder von Teilen der konservativen Wirtschaftsvertreter wäre er schon frühzeitig gescheitert. Er wusste das und suchte für seine Pläne immer wieder durch intensive Gespräche Mehrheiten im Magistrat und in der Stadtverordnetenversammlung. Vor allem gelang es ihm dank seines sozialpolitischen Engagements, die Frankfurter Sozialdemokraten in entscheidenden Abstimmungen für seine Vorlagen zu gewinnen. Dass in seiner Amtszeit das »Neue Frankfurt« gegen den Widerstand in den konservativen Parteien und in Teilen der Bevölkerung entstehen konnte, zeigt, dass er politisch über ein großes Durchsetzungsvermögen verfügte. In den Jahren der Weimarer Götterdämmerung überstand er zwei Misstrauensanträge. Wenn auch der zweite, von der NSDAP-Fraktion eingebrachte, eine Mehrheit fand – rechtlich blieb er folgenlos –, widersprechen diese parlamentarischen Auseinandersetzungen der Legende vom blauäugigen Politiker Landmann.

Nicht zu übersehen ist zudem Landmanns stark ausgeprägter Führungswille. Mehrfach bestellte er Rechtsgutachten, die nachweisen sollten, dass der Frankfurter Oberbürgermeister erheblich mehr Befugnisse habe, als ihm zugestanden wurden. Als er noch Wirtschaftsdezernent war, verfolgte er

genau die umgekehrte Strategie und kämpfte verbissen um mehr Unabhängigkeit der Magistratsmitglieder gegenüber ihrem damaligen Oberbürgermeister, Georg Voigt. Dessen Nachfolger wusste nur zu genau, dass in der Politik ohne Macht und in demokratischen Gesellschaften ohne die Suche nach Mehrheiten fast nichts geht. Auch gegenüber der preußischen Regierung, zu deren Machtbereich Frankfurt seit 1866 gehörte, vertrat Landmann die Interessen der Stadt energisch und mit Selbstbewusstsein.

Ludwig Landmann wurde im Laufe seiner langen Karriere eine öffentliche Person, aber er blieb doch immer ein Einzelgänger. Das machte die Zusammenarbeit mit ihm nicht einfach, aber die Erinnerungen seiner Mitarbeiter und demokratisch denkenden politischen Konkurrenten dokumentieren, dass er bei allen harten Auseinandersetzungen stets ein fairer Partner blieb. Im Nachlass von Kurt Battsek findet sich die Anmerkung: »Dr. Landmann war ein einsamer Mensch, sehr misstrauisch gegenüber anderen. Er war ein ›Besessener‹ und hatte nur eine große Liebe: Frankfurt.«

Der mittelgroße, voll- und grauhaarige, mit einem kurzgeschnittenen weißen Schnurrbart und einem nicht zu verbergenden Übergewicht ausgestattete Frankfurter Oberbürgermeister kleidete sich stets gepflegt und korrekt. Bei offiziellen Anlässen sah man ihn – wie nahezu alle Angehörigen der noch von der bürgerlichen Ästhetik des Kaiserreiches geprägten politischen und wirtschaftlichen Elite Weimars – mit dem unverzichtbaren Zylinder, einer stets korrekt gebundenen Krawatte und im dunklen oder dezent gestreiften Anzug. Äußerlich ein Konservativer. Für die jungen Menschen, deren Weltempfinden von den menschenverschlingenden Schlachten des Krieges geprägt war und

die sich bald entweder am Uniformrausch und militanten Gleichschritt der Nationalisten oder am Proletenkult und der geballten Faust der Kommunisten begeisterten, zählten Männer wie Landmann zu den ewiggestrigen Langeweilern, die das Tor zu einer neuen, revolutionären Zeit zu versperren drohten. Auch für die meisten der in den Weimarer Jahren vielbeschäftigten Zeitungs- und Zeitschriftenkarikaturisten oder für die Snobs, die sportlich gestylt und mit zynischem Gelächter durch die Berliner Nächte tobten, waren die Zylinderträger verachtenswerte Biedermänner, die ernst zu nehmen man nicht gewillt war. Diese oberflächlichen Urteile haben viel zum antidemokratischen und aggressiven gesellschaftlichen Klima dieser Zeit beigetragen, und sie spielten am Ende den Feinden der Republik in die Hände.

Landmann war vom bürgerlichen Weltbild der Kaiserjahre geprägt worden. Aus kleinen Verhältnissen stammend, von beruflichen Demütigungen nicht verschont und als Jude von Geburt an in eine gesellschaftliche Außenseiterrolle gedrängt, war ihm das kultivierte, die Gesetze der Wirtschaft lenkende Bürgertum Vorbild und Ansporn. Sein Bekenntnis zu dieser sich im 19. Jahrhundert in Wirtschaft und Kultur – weniger in der Politik – immer stärker durchsetzenden Schicht sollte ihm nicht zuletzt Schutz bieten vor gesellschaftlichen und zunehmend antisemitisch grundierten Vorurteilen. Die von den Ideologen des Bürgertums propagierte Ethik – Fleiß, Sparsamkeit, Pflichtbewusstsein, soziale Verantwortung, Bescheidenheit, Vaterlandsliebe – begleitete seine berufliche und private Existenz bis zu seinem Tod und war seit seinen Mannheimer Schülertagen ein Schlüssel seines Aufstiegs.

Diese bürgerliche Haltung zeigte sich in vielen Details, die seine Jahre in Frankfurt mitbestimmten. So blieb Land-

mann in seiner Oberbürgermeister-Zeit stets ein bescheidener Mann. In Vertragsverhandlungen vertrat er jedoch nachdrücklich seine materiellen Interessen. Er glaubte dies auch dem Ansehen des Amtes schuldig zu sein, um das er sich beworben hatte. Aber während seiner gesamten Amtszeit wohnte er mit seiner Frau nicht in einer repräsentativen Stadtvilla, sondern in einer Mietwohnung am Schaumainkai. Der Sachsenhäuser Anzeiger berichtete am 31. Dezember 1931: »Mit erstaunlicher Beharrlichkeit hält sich das Gerücht, dass Dr. h.c. Ludwig Landmann seine Wohnung am Schaumainkai verlassen wolle, um ins Liebieghaus zu ziehen. Nun ist zwar das Liebieghaus als Wohnhaus für den jeweiligen Frankfurter Oberbürgermeister gestiftet worden, aber Dr. Landmann wollte bisher von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch machen. Er will es auch jetzt nicht.« Als Dienstwagen lässt Landmann einen gebrauchten Maybach anschaffen. Bürgerliche Sparsamkeit und bürokratische Akratie zeigte er auch bei der Abrechnung seiner Reisespesen. »Bei Dienstreisen«, schreibt Adolf Wojtczack, »legte er tags zuvor die Reisegeldbörse auf den Tisch, nahm sie unbeschadet gefüllt mit Fahrkarte und Geld an sich. Nach Rückkehr war zur Abrechnung kein Wort nötig: Vom Straßenbahnfahrchein, Taxiquittung, Gepäckschein und so weiter waren alle Belege in der Geldbörse, der nicht nachgewiesene Betrag war bar vorhanden!«

Im Römer, politisches Zentrum der Stadt, bezog Landmann nicht die traditionellen Amtsräume neben dem Kurfürstenzimmer, sondern ließ sich seine Diensträume im zweiten Stock des Rathaus-Südbaus einrichten. Es waren die Zimmer zur Limpurger Gasse Ecke Buchgasse, und auf der Tür, die zu seinem Schreibtisch führte, stand die Nummer 220. Dieser Umzug war allerdings nicht nur ein Ausdruck der



Ludwig Landmann lebte im zweiten Stock des Hauses Schaumainkai 7

Bescheidenheit, sondern hatte auch ganz praktische Gründe. Landmann wollte in den neuen Räumen nicht nur dem Lärm entgehen, der täglich vom Paulsplatz in die ehemaligen Oberbürgermeisterbüros drang, sondern auch die gesamte Stadtkanzlei auf einem Stockwerk vereinen: OB-Büro, Magistratssitzungssaal, Pressestelle.

Der Büroalltag war streng reglementiert. In der Regel saß er um acht Uhr an seinem knapp vier Meter langen Schreibtisch und war selten vor 19 Uhr wieder zu Hause. Von 14 bis 16 Uhr hielt er allerdings Mittagspause. Sie begann mit dem Anruf der Haushälterin Lisbeth, die Landmanns Vorzimmer verkündete, das Essen für den Hausherrn komme in wenigen Augenblicken auf den Tisch. Der Bürger Ludwig Landmann hielt auf Pünktlichkeit.

Aus Landmanns Wohnung in der zweiten Etage des Hauses am Schaumainkai 7 (der Eingang liegt an der Schiffer-

straße), in der er mit Ehefrau Christiane, Dackel Daniel und Papagei Lorchen lebte, fiel der Blick auf das eindrucksvolle Uferpanorama des Mains und die Wirkungsstätte des Oberbürgermeisters. Dem Haus schräg gegenüber beginnen die Stufen, die zum Eisernen Steg führen. Jeden Morgen ging er zu Fuß über den Fluss hinüber zum Römer. Über einem der Eingänge auf der Südseite, von dem aus er seine Büroräume erreichte, konnte der überzeugte Kommunalpolitiker – zweifellos mit lächelnder Zustimmung – den in Stein gemeißelten Satz lesen: »Geht Dir Rat aus, geh aufs Rathaus«.

Adolf Wojtczack entwirft ein sehr persönliches Bild vom Büroalltag seines Chefs: »Der Geistesarbeiter Landmann war meistens hinter dem Schreibtisch zu finden. In seinem großen Ledersessel zurückgelehnt, die Augen auf die Decke gerichtet, konnte er stundenlang diktieren. Im Vorzimmer gab es damals schon die geräuschlose elektrische Schreibmaschine. Auch ein Diktiergerät stand bereit, das er jedoch nie benutzte.« Als eigenwilliger Amtsinhaber mag Landmann seinen Mitarbeitern oder dem einen oder anderen Besucher erschienen sein, wenn sie in sein Büro gebeten wurden. Ihre Unterlagen durften nicht auf den Schreibtisch des Stadtoberhauptes gelegt werden, sondern hatten ihren Platz auf einem Extrabrett, das der Oberbürgermeister aus seinem Schreibtisch herauszog. Der Rathauschef konnte seine darüber gewiss etwas verblüfften Mitarbeiter gelegentlich auch ernsthaft ermahnen, sich in ihren Vorlagen und Briefen einer etwas besseren deutschen Sprache zu bedienen.

Der Abend war meistens mit repräsentativen Pflichten bei Veranstaltungen oder Empfängen ausgefüllt. Hatte er keine Abendtermine, spazierte der Liebhaber klassischer Musik über die Hauptwache zum Opernhaus und verfolgte die Vorstellung in der OB-Loge für ein oder zwei Akte, oder er

genoss die Varieté- und Zirkusatmosphäre bei einer Premiere des Schumanntheaters am Hauptbahnhof. Aber sein Privatleben war in den Frankfurter Jahren durch die Arbeit stark eingeschränkt.

So empfing das Ehepaar in der Wohnung am Schau-mainkai nicht sehr häufig private Gäste. »Dass Landmanns Innenleben reicher als der äußere Schein war«, erinnert sich Bernhard Heun, »konnte man bei den seltenen privaten Einladungen beobachten. Bei einem Abendessen in der Wohnung erlebte ich den wortkargen Chef als munteren und lebhaften Unterhalter.« Dann konnte er vom Theater und von Sängerinnen und Schauspielern schwärmen, von den Tagen erzählen, in denen er einst im Auftrag der Stadt Mannheim für zwei Spielzeiten das dortige Nationaltheater geleitet hatte, oder Anekdoten aus den Sitzungen und Verhandlungen der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung zum Besten geben. Seltene Stunden der Entspannung und der Unbeschwertheit waren dies.

Die Freundschaft zu den Herausgebern der Frankfurter Zeitung oder die Verbindungen zu Künstlern und Wirtschaftsführern boten Landmann vielerlei Anregungen, die er für seine Politik nutzte. Das Vieraugengespräch soll er nur sehr selten gesucht haben. Wem er vertraute, dem gewährte er jedoch ohne große Anmeldezeremonien Zugang zu seinem Büro. Zeitweise erschienen der damalige Messechef Otto Ernst Sutter oder der »Altstadtvater« Fried Lübbecke fast täglich im Römer, um mit ihm neue Pläne zu besprechen.

Landmann war Nichtraucher. In den Schubladen seines Büroschreibtisches fanden sich stets ausreichende Mengen von Schokoladentäfelchen oder das von ihm so geliebte feine Gebäck. Urlaub machte der schon in seinen Frankfurter Tagen mit gesundheitlichen Problemen konfrontierte

Oberbürgermeister häufig im Bad Nauheimer Sanatorium Dr. Göbel. In den Erinnerungen seiner Mitarbeiter taucht in diesem Zusammenhang auch der Name Sils Maria im Engadin auf, das er wohl im Laufe seiner Amtszeit mehrfach zur Erholung aufsuchte. Ob das Ehepaar Landmann bei seinen dortigen Aufenthalten im legendären Grand-Hotel Waldhaus logierte, von dem Hermann Hesse, Thomas Mann oder Max Frisch schwärmten, oder ob sie Quartier in der kleinen Pension Durisch nahmen, in der Friedrich Nietzsche in den Jahren seiner Engadiner Sommermonate gegen die wachsenden Anfälle kämpfte, ist nicht bekannt.

Es fällt auf, dass Landmann im Gegensatz zu vielen seiner Amtskollegen nur selten Dienstreisen ins Ausland unternahm. Er empfing zahlreiche ausländische Gäste – so die Stadtoberhäupter von Birmingham oder Lyon oder prominente Besucher aus Übersee –, zog es selbst aber vor, seine Verbindungen zum Ausland von Frankfurt aus zu knüpfen. Erstaunlich bleibt dies nicht zuletzt, wenn der Blick auf die internationalen Beziehungen fällt, die Frankfurts Wirtschaft in den zwanziger Jahren immer stärker mit der Welt verbanden – die Stadt arbeitete intensiv daran, die Messe zu einem Magnet für ausländische Besucher zu machen. Andererseits nutzte der Frankfurter Oberbürgermeister, wann immer sich dazu Gelegenheit ergab, Großveranstaltungen der Stadt, um für eine europäische Friedenspolitik zu werben. Zur spektakulären und vielbeachteten, allerdings mit einem beachtlichen Defizit für den Stadtsäckel endenden Ausstellung »Musik im Leben der Völker« im Sommer 1927 kam nicht nur Außenminister Gustav Stresemann, sondern auch Frankreichs Kulturminister Édouard Herriot. Es war eine Zeit der Hoffnung für die Europäer, und Landmann trat energisch für diese Friedenspolitik ein.